

Ökologisches Wohnen im Spannungsfeld widerstreitender Bedürfnisse - Chancen und Grenzen umweltverträglicherer Wohnformen

Hartwig Heine, Rüdiger Mautz

Der folgende Text beruht auf einem kürzlich fertiggestellten Abschlußbericht, der Teil eines mit der Arbeitsgruppe Stadtforschung der Universität Oldenburg gemeinsam bearbeiteten Forschungsvorhabens zum Thema "Ökologie und Urbanität" ist.

1. Einleitung

In der gesellschaftlichen Diskussion der Ökologiefrage herrscht weitgehende Einigkeit darüber, daß die auf einem expansiven Produktions- und Konsumtionsmodell beruhende *Lebensweise*, wie sie für die große Mehrheit der Menschen in den Industrieländern des Nordens charakteristisch ist, längst zu einer zentralen Ursache globaler ökologischer Gefährdung geworden ist. Um das Ziel einer dauerhaft naturverträglichen Entwicklung zu erreichen, bedürfe es nicht nur der ökologisch-technischen "Effizienzrevolution" im Sinne einer drastisch erhöhten "Produktivität" der genutzten Energie und der verwendeten Rohstoffe und Materialien (von Weizsäcker u.a. 1995), sondern müsse auch "unser Lebensstil auf den Prüfstand" (Loske 1992, S. 71): Angesichts eines im Vergleich zum Gros der Weltbevölkerung maßlosen Energie- und Ressourcenverbrauchs sowie des daran geknüpften ökologischen Schädigungspotentials seien zukünftige Veränderungen, wenn nicht gar eine grundlegende Abkehr von der in den Industriegesellschaften vorherrschenden Lebensweise unerläßlich. Neben der Umwelt- und Naturbedrohung durch den privaten Güterkonsum und den motorisierten Individualverkehr ist es die *Wohnweise*, die ins Zentrum ökologischer Kritik gerät, wobei insbesondere der Trend zum steigenden Ressourcen- und Wohnflächenverbrauch der Privathaushalte problematisiert wird, für den sowohl wachsende Komfortansprüche wie auch die anhaltende

Tendenz zum Ein- und Zwei-Personen-Haushalt verantwortlich gemacht werden (ebenda). Dieser Trend forcieren nicht nur wohnbedingte Umweltbelastungen durch Schadstoffe, sondern auch die Landschaftszersiedelung.

Auch wenn es im Bereich des privaten und öffentlichen Wohnungsbaus bisher keineswegs zu einer allgemeinen ökologischen Kehrtwendung gekommen ist, so sind in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren doch eine Reihe von Wohnprojekten verwirklicht worden, deren Initiatoren sich dem Ziel einer umweltgerechteren Wohnpraxis verpflichtet sehen. Sofern es sich um Projekte im privaten Eigenheimbau handelt, geht die Initiative dabei entweder von engagierten Bauherren oder aber von einzelnen Architekten aus, die - gelegentlich in Kooperation mit aufgeschlossenen Vertretern kommunaler Baubehörden - einer umweltverträglicheren Bau- und Wohnweise zum Durchbruch verhelfen wollen. Auf diese Weise sind seit dem Beginn der 80er Jahre nicht nur zahlreiche einzelne Öko-Häuser, sondern auch einige größere Öko-Siedlungen in der Bundesrepublik entstanden. Überdies sind im Bereich des Mietwohnungsbaus inzwischen eine Reihe ökologisch orientierter Vorhaben verwirklicht worden, zumeist im Rahmen des sozialen Wohnungsbaus; neben einigen Neubauprojekten sind es vor allem Altbauanierungen, bei denen ausdrücklich auch bau- und wohnökologische Kriterien berücksichtigt wurden.

Die Frage ist, inwieweit diese ökologischen Wohnprojekte, die innerhalb des Wohnungsbaus der Bundesrepublik nach wie vor nur marginale Größenordnungen erreichen, gesellschaftlichen Modellcharakter haben können: Inwiefern sind in diesen Projekten die Umrisse einer umweltverträglicheren Lebensweise zu erkennen, die, folgt man den Protagonisten einer "nachhaltigen" bzw. "zukunftsfähigen Entwicklung", einer der Eckpfeiler des ökologischen Umbaus zu sein hätte.¹ Dies berührt die allgemeine Frage nach den *Bedingungen ökologischen Handelns*, hier angewendet auf den Kontext umweltverträglichen Wohnens: Unter welchen Voraussetzungen entscheiden sich Menschen, in ein ökologisches Wohnprojekt einzuziehen? Welche Chancen bieten solche Wohnmodelle dafür, daß sich das Wohnverhalten der Bewohner tatsächlich im Sinne der diesen Projekten zugrundeliegenden Zielvorstellungen ändert? Sind ökologisch orientierte Wohnformen, wie wir sie bisher antreffen, gesellschaftlich breiter durchsetzbar oder ist zu erwarten, daß derartige Wohnweisen

infolge besonderer Entstehungs- und Zugangsbedingungen sowie der Anforderungen, die sie an die Bewohner stellen, auch zukünftig eher randständig bleiben werden?

Wir sind diesen Fragen in einer empirischen Studie, in deren Mittelpunkt die Bewohner ökologischer Wohnprojekte stehen, nachgegangen. Dazu haben wir im Rahmen von 60 qualitativen Interviews 90 Personen befragt, und zwar sowohl in ökologischen *Eigenheimprojekten* (Öko-Siedlungen Hamburg-Allermöhe, Hannover-Laher Wiesen, Düsseldorf-Unterbach; Öko-Haus Berlin-Tiergarten), in denen eine mehr oder minder breite Palette bau- und wohnökologischer Techniken und Maßnahmen verwirklicht wurde, wie auch in ökologischen *Mietwohnprojekten* (Neubauprojekt Berliner Straße/Berlin; Sanierungsprojekte Rehbockstraße/Hannover, Thadenstraße/Hamburg, Heinrichstraße/Bremen), in denen die Mieter mit einer Reihe von ökologischen Maßnahmen und Anforderungen konfrontiert sind, die beim normalen Wohnen in dieser Form meist nicht gegeben sind.

1 Es gibt unterschiedliche Auffassungen darüber, bis zu welchem Grad schon die technische Innovation allein ökologisch ertragreich sein oder inwieweit sie ihre Wirksamkeit erst im Rahmen eines komplementären Lebensstilwandels adäquat entfalten könne. Die Autoren der vom Wuppertaler Institut für Klima, Umwelt, Energie erstellten Studie "Zukunftsfähiges Deutschland" räumen dem Lebensstilwandel bzw. der "sozialen Innovation" die Priorität gegenüber dem technischen Wandel ein: "Hier wird die These vertreten, daß erst soziale Innovationen das geeignete geistige Umfeld für erforderliche technische Innovationen und ihre Anwendung ausmachen" (BUND/Misereor 1996, S. 289). Ähnlich argumentiert Kurz (1996). Von Weizsäcker u.a. legen in ihrer Studie "Faktor Vier. Doppelter Wohlstand - halbiertes Naturverbrauch" (1995) zwar den Schwerpunkt der Argumentation auf die Effizienzrevolution, betonen aber zugleich die Notwendigkeit eines sie begleitenden Lebensstilwandels, in dessen Folge die "Unersättlichkeit" einer am Erwerb materieller Güter ausgerichteten Bedürfnisbefriedigung durch eine nicht-materielle Wohlstandsorientierung zu ersetzen und die materielle sowie soziale Bindung an die Erwerbsarbeit durch eine Aufwertung der Schattenwirtschaft, der selbstbestimmten Eigenarbeit und Nachbarschaftshilfe zu lockern wäre (S. 324 ff.). Für Huber (1995) haben "Konsistenz-Strategien", die "die Naturentfremdung der industrietraditionalen Stoffströme mit den Mitteln der modernen Wissenschaft, Wirtschaft und Technik überwinden" (S. 157), Priorität; gleichwohl betrachtet er die Durchsetzung der dafür notwendigen "Basisinnovationen" als einen "komplexen Entwicklungsprozeß", der mit "grundlegende(n) Wandlungen (...), nicht zuletzt der Verhaltensstruktur der Produktnutzer eingehend in einen allgemeinen Strukturwandel der Arbeits- und Lebensweise" (S. 156), verkoppelt wäre. Daß der Weg hin zu einer dauerhaft naturverträglichen Lebensweise auch bedeutet, sich in den hochindustrialisierten Ländern von zahlreichen lieb gewordenen Gewohnheiten, Verhaltensweisen und Routinen zu verabschieden, bleibt in der Ökologiediskussion zumeist unbestritten.

Ausgangspunkt unserer Überlegungen war der aus der Umweltbewußtseinsforschung (z.B. Winter 1981; Urban 1986; Langeheine/Lehmann 1986; Dierkes/Fietkau 1988; Preuss 1993; Mautz 1993) hinlänglich bekannte Befund, daß ökologisch relevantes Handeln normalerweise von einem ganzen Set situativer und motivationaler Bedingungen abhängt, d.h. *überdeterminiert* ist, wobei das *Umweltbewußtsein*, etwa im Sinne ökologischer-moralischer Überzeugungen, für sich genommen eine nur schwache Triebkraft des Handelns ist. Folgt man z.B. den Befunden, die von Vertretern des *Rational-Choice-Ansatzes* der Umweltbewußtseinsforschung präsentiert werden (z.B. Diekmann 1995; Brüderl/Preisendorfer 1995; Jarre 1993), so sind ökologische Moralüberzeugungen zwar kein irrelevanter Einflußfaktor des Handelns, doch spielt bei der individuellen Entscheidung darüber, ob die umweltverträglichere Handlungsvariante gewählt wird oder nicht, in der Regel das rationale Kalkül über die jeweils zu erwartenden - materiellen wie immateriellen - Handlungskosten und

-erträge die ausschlaggebende Rolle.² Wobei das resultierende Verhalten nicht das Ergebnis aufwendiger Optimierungsstrategien sein muß, sondern in den Bahnen habitualisierter Handlungsroutinen verlaufen kann: Nach dem Konzept der "bounded rationality" strebt der Handelnde nicht unbedingt das Optimum des Erreichbaren an, sondern trifft eine Wahl, die ihm entsprechend seines auf die Handlungssituation anwendbaren Erfahrungswissens hinreichend befriedigend erscheint (Littig 1995, S. 37 f.). Littig (1995) verweist auf konkurrierende Deutungsmuster, die dem einzelnen zur Interpretation einer bestimmten Handlungssituation zur Verfügung stehen und von denen abhängt, welche subjektiven Handlungsziele und -motive jeweils die Oberhand gewinnen. Umweltschutzrelevantes Handeln, z.B. eine bestimmte Kaufentscheidung, beruhe, so Littig, nicht allein bzw. noch nicht einmal in erster Linie auf einer vom "Umweltbewußtsein" präformierten Situationsdeutung: Zum Kauf eines teuren Öko-Produkts könne auch derjenige veranlaßt werden, der in dieser Handlungsweise vor allem eine Möglichkeit zur sozialen Distinktion (zum "Elitedenken") erblicke. Doch sei auch eine Situationsdeutung möglich, die, weil sie den finanziellen Kostengesichtspunkt in den Mittelpunkt stelle, vom Kauf des Öko-Produkts abhalte (S. 118).

Aus den skizzierten Befunden ziehen die Autoren zwei zentrale Schlußfolgerungen, die sich auf die gesellschaftlichen Einfluß- und Steuerungsmöglichkeiten proökologischen Handelns beziehen. Erstens wird gefol-

2 Diekmann (1995) beschreibt, auf eigene Forschungsbefunde zurückgreifend, Beispiele sowohl für materielle wie für immaterielle Kosten-Nutzen-Kalküle im Bereich des Umweltschutzhandelns: Beispielsweise seien materielle Motive beim Energie-sparverhalten von kaum zu unterschätzender Bedeutung; eine repräsentative Umfrage in München und Bern zeige, daß sich das in der Befragung verbalisierte Umweltbewußtsein der Bewohner beider Städte kaum, das Heizverhalten im Haushalt dagegen erheblich voneinander unterscheide: In München, wo 80 % der Haushalte gegenüber 38 % der Haushalte in Bern individuelle anstelle pauschaler Heizkostenabrechnungen erhielten, gingen die Befragten deutlich sparsamer mit der Heizung um (S. 52 ff.). Die Verkehrsmittelwahl sei dagegen stark von immateriellen Kosten-Nutzen-Abwägungen bestimmt: Die Entscheidung gegen öffentliche Nahverkehrsmittel und für das Auto stehe häufig nicht nur im Widerspruch zu den eigenen Umweltschutzüberzeugungen, sondern werde oft auch unter Inkaufnahme höherer Fahrtkosten des Autos getroffen; die ausschlaggebenden Handlungsmotive der in die Befragung einbezogenen Personen seien zumeist der Wunsch nach Zeitersparnis und nach Fahrkomfort gewesen (S. 55 ff.).

gert, daß es zu kurz greifen würde, wollte man hier im wesentlichen auf die weitere Förderung des Umweltbewußtseins setzen, etwa auf Aufklärungskampagnen oder auf moralische Appelle. Zweitens wird gefolgert, daß die Überdeterminiertheit des umweltschutzrelevanten Handelns auch als Chance begriffen werden könne: Angesichts der Tatsache, daß ökologische Einstellungen für sich genommen nur relativ schwache Triebkräfte des Handelns sind, sieht man den wirkungsvolleren Weg darin, dem ökologischen Verhalten durch entsprechende "Anreizstrukturen" (Diekmann 1995) und "Motivallianzen" (Littig 1995) eine stabilere Bedürfnisgrundlage zu verschaffen: Es sei nicht besonders erfolgversprechend, ökologisch verträglichere Verhaltensweisen gegen die Interessen und Bedürfnisse der Menschen durchzusetzen, es sei denn, man wolle auf ein rigides System der Kontrolle, Überwachung und Bestrafung zurückgreifen. Vielmehr müßten bestehende Bedürfnisse positiv aufgegriffen werden: Anstatt umweltschädliches Handeln zu bestrafen, müsse umweltfreundliches Handeln belohnt werden, und dies nicht nur in materieller Hinsicht, sondern auch immateriell. So gebe es zahlreiche Koalitionsmöglichkeiten zwischen ökologischen Überzeugungen und spezifischen Bedürfnissen, die pro-ökologische Verhaltensänderungen begünstigen, etwa das Bedürfnis nach Bequemlichkeit³ oder sinnlichem Naturerlebnis⁴ oder nach den spektakulären und innovativen Momenten, die sich mit der Ökologie verbinden können.⁵ Andere wollen sich auf Bedürfnisse stützen, in denen sich zivilisatorisches Unbehagen äußert, etwa auf den Wunsch, von Hektik und Streß im Alltagsleben befreit zu werden.⁶

Einschränkend ist allerdings anzumerken, daß diese "Partnerbedürfnisse" nicht nur Chancen zum Verhal-

3 Jarre z.B. empfiehlt die Schaffung von Busspuren und Bus-schleusen im innerstädtischen Raum, um potentiellen Nutzern Zeit- und Bequemlichkeitsvorteile gegenüber Autofahrern anbieten zu können (Jarre 1993, S. 51).

4 Etwa als Möglichkeit, Autofahrern das Radfahren stärker schmackhaft zu machen (Krämer-Badoni 1991, S. 56).

5 Zum Beispiel neue Öko-Technologien wie Fotovoltaik oder Solarmobile (Reusswig 1994, S. 216).

6 Hier wird eine neue "Lust auf Langsamkeit", z.B. auf "Entschleunigung" des Straßenverkehrs durch geschwindigkeitsbegrenzte Autos, ausgemacht (Der Spiegel 43/1995, S. 214 ff.; Sachs 1993, S. 69 f.; BUND/Misereor 1996, S. 153 ff.).

tenswandel eröffnen, sondern ihm insofern auch Grenzen ziehen, als sie sich im Hinblick auf ökologische Ziele zwiespältig auswirken können: Der Wunsch nach Bequemlichkeit kann unter bestimmten Bedingungen zu einem ökologisch verträglicheren Verhalten führen, etwa zur Benutzung des Stadtbusses, wenn man damit leichter als mit dem Auto ans Ziel kommt (Jarre 1993, S. 51); er kann sich aber auch als sperrig gegenüber ökologischen Zielen erweisen, wenn z.B. der Umweltschutz zusätzliche Arbeit und Mühe verlangt (man denke nur an die ökologisch "bedenkliche" Arbeitsentlastung durch energieaufwendige elektrische Haushaltsgeräte wie Geschirrspül- und Waschmaschine, mit denen heute die meisten Haushalte ausgestattet sind). Die Freude an den spektakulären und innovativen Momenten moderner Öko-Techniken kann - siehe den "multi-optionalen Konsumenten", wie er in der Lebensstilforschung beschrieben wird - mit einem genußorientierten Konsum- und Lebensstil einhergehen, der dem ökologischen Gebot des Ressourcensparens entgegensteht (Reusswig 1994, S. 117 f.). Und selbst das zivilisatorische Unbehagen, das eine besonders gute Paßform für eine umweltverträglichere Lebensweise abzugeben scheint, kann auch den Wunsch zum kompensatorischen Erlebnis fremder Kulturen in fernen Ländern hervorbringen und auf diese Weise zu ökologisch problematischen Fernreisen animieren. So "ökologienahe" Bedürfnisse wie die nach Naturnähe und gesunder Umgebung tragen, insofern sie den motorisierten Wochenendtourismus ins Grüne oder den Wunsch zum eigenen Häuschen am Waldrand verstärken, zur Zersiedelung und Naturzerstörung bei. Obwohl solche "Partnerbedürfnisse" also eine gelegentliche Hilfe für ein umweltverträglicheres Verhalten bieten können, folgen sie letztlich doch ihrer eigenen Logik.

Weiterhin ist zu berücksichtigen, daß der menschliche Bedürfnishaushalt widerstreitende Bedürfnisse umfaßt. Auch dieser Sachverhalt berührt die motivationalen Bedingungen ökologischen Handelns: Die beschriebenen "Partnerbedürfnisse" stoßen auf Gegenbedürfnisse und werden dadurch in ihrer Reichweite mehr oder minder stark begrenzt. Beispielsweise kann das Bedürfnis nach

körperlicher Betätigung und sinnlichem Naturerlebnis - als "Partnerbedürfnis" einer ökologisch motivierten Verkehrsmittelwahl - zur Nutzung des Fahrrads veranlassen. Dadurch ist aber der Wunsch nach Zeitersparnis und schnellem Erreichen eines Zielorts nicht aufgehoben, was - im Sinne eines "Gegenbedürfnisses" - die Fahrradnutzung zugunsten der des Autos wiederum erheblich (und auch entgegen der "eigentlichen" ökologischen Überzeugung) begrenzen kann.

Diesem Kräftespiel der Bedürfnisse in seiner Bedeutung für ökologisch relevantes Handeln gilt das besondere Augenmerk der vorliegenden Untersuchung. Das verwendete Bedürfniskonzept erhebt nicht den Anspruch einer elaborierten Theorie ökologisch relevanter Bedürfnisse, sondern verfolgt in erster Linie einen heuristischen Zweck: Es soll dazu dienen, wichtigen motivationalen Triebkräften und Barrieren des Handelns beim ökologischen Wohnen auf die Spur zu kommen.⁷

Dabei stützt sich unsere Suche nach Bedürfnisstrukturen und -ambivalenzen, die hier virulent werden könnten, auch auf Überlegungen, die Häußermann/Siebel (1987, 1989, 1991) im Kontext urbanitätstheoretischer Fragestellungen entwickelt haben. Sie sehen im säkularen Prozeß der *Urbanisierung* eine wichtige Quelle ambivalenter Bedürfnisse, von denen nicht nur das Verhältnis der Menschen zu der heute vorherrschenden Wohnweise⁸, sondern auch der Umgang mit Umweltschutzanforderungen im eigenen Haushalt geprägt werde. Es handele sich hierbei zum einen um Bedürfnisse, die eng mit dem urbanen Emanzipationsversprechen ungehinderter individueller Entfaltung verknüpft seien, z.B. der Freiheit von sozialer Kontrolle, einengenden Bindungen und Verpflichtungen oder der Freiheit von Unbequemlichkeiten, Mühen und Arbeitsverpflichtungen in der außerberuflichen Lebenssphäre. Zum anderen schlossen sie aber auch Gegenbedürfnisse mit ein, die den Schat-

7 Um einen allzu inflationären Gebrauch des Terminus "Bedürfnis" zu vermeiden, verwenden wir aus stilistischen Gründen gelegentlich verwandte Begriffe wie "Wunsch" oder "Streben" als synonyme Bezeichnungen.

8 Die als urbane Wohnweise längst nicht mehr nur auf die Städte beschränkt ist, sondern zu einem allgemeinen, auch das flache Land mehr und mehr einschließenden Phänomen geworden ist.

tenseiten urbaner Lebensweise, etwa der Anonymisierung sozialer Beziehungen oder dem Verlust alltagspraktischer Kompetenzen und Fertigkeiten, geschuldet seien und die z.B. im Wunsch nach identitätsstiftenden sozialen Netzen und überschaubaren Bezugsgruppen oder nach Möglichkeiten zur Selbsthilfe und selbstbestimmten Eigenarbeit zum Ausdruck kämen.

Zur Beantwortung unserer Untersuchungsfrage nach den Bedingungen wohnökologischen Handelns werden wir uns zunächst den Gründen zuwenden, die zum Einzug in ein ökologisches Wohnprojekt geführt haben: Welche Motive und "Bedürfniskoalitionen" kommen hierbei ins Spiel und von welchen Prozessen der sozialen Auswahl und Selbstselektion der Bewohner sind sie begleitet? In einem zweiten Schritt werden wir uns auf das Kräftefeld der Bedürfnisse, in das die ökologische Praxis im Wohnalltag eingebettet ist, konzentrieren. Im einzelnen handelt es sich hierbei um Spannungsfelder, die dadurch entstehen, daß ökologisches Wohnen erstens häufig mit zusätzlicher Arbeit verbunden ist, zweitens wohnqualitative Aspekte hat, drittens in einen nachbarschaftlichen, zum Teil ausdrücklich gemeinschaftsorientierten Sozialzusammenhang eingebettet ist und viertens die Beziehungen zum externen sozialen Umfeld beeinflussen kann. Schließlich wird uns die Frage interessieren, inwieweit ökologisches Wohnen zu relevanten Verhaltensänderungen anregt, an welche Grenzen diese Verhaltensänderungen angesichts der skizzierten Spannungsfelder stoßen und welche Rückschlüsse daraus auf die Verallgemeinerbarkeit ökologisch verträglicherer Wohnweisen gezogen werden können.

2. Wer wohnt ökologisch und warum? Die Relevanz der "Partnerbedürfnisse"

Am Beispiel der Motive für den Einzug in ein ökologisches Wohnprojekt wird in markanter Weise deutlich, daß ökologische Überzeugungen meist nicht schon für sich genommen zur Tat drängen, sondern dazu auf "Partnerbedürfnisse" angewiesen sind. Wobei man in diesem Punkt zwischen den Bewohnern ökologischer

Mietwohnprojekte einerseits und Eigenheimprojekte andererseits unterscheiden muß. Beide Gruppe weisen nicht nur unterschiedliche sozialstrukturelle Merkmale auf, die auf soziale Auswahlprozesse beim Zugang zu dem entsprechenden Wohnprojekttypus hindeuten, sondern unterscheiden sich auch in bezug auf die Beweggründe, die zu der Entscheidung geführt haben, in ein bestimmtes Wohnprojekt einzuziehen.

Bei ökologischen *Mietwohnprojekten* (ökologische Sanierungen im Bestand und Neubauprojekte) handelt es sich zumeist um Projekte im sozialen Wohnungsbau; hier liegt in aller Regel die für dieses Wohnsegment typische Mieterstruktur vor, die sich auch in unserer Interviewsample im großen und ganzen widerspiegelt. Die Einzugs motive dürften sich kaum von denen anderer Bewohner im sozialen Wohnungsbau unterscheiden: Wie bei Sozialwohnungen allgemein üblich, werden auch in den von uns untersuchten ökologischen Mietwohnprojekten die Wohnungen häufig nach Dringlichkeit und Warteliste zugeteilt; neben der Notwendigkeit, überhaupt eine Wohnung zu finden, und dem Interesse an einer möglichst kostengünstigen Wohnung sind es in erster Linie traditionelle wohnqualitative Kriterien, die den Ausschlag dafür geben, ob man sich für die angebotene Wohnung entscheidet: z.B. Größe, Schnitt und Lage der Wohnung; ihre Komfortausstattung (Bad, Heizung, Helligkeit, Schallisolierung usw.), schließlich das soziale Umfeld des Wohnquartiers. Daß es sich dabei um Wohnprojekte handelt, in denen besondere ökologische Maßnahmen und Techniken verwirklicht wurden, ist für viele zwar das - durchaus willkommene - I-Tüpfelchen auf einer infolge des Umzugs oder der Sanierung insgesamt verbesserten Wohnsituation, war aber in keinem Fall der ausschlaggebende Grund für den Einzug.

Die Bewohnerschaft der *Eigenheimprojekte* ist unter sozialstrukturellen Gesichtspunkten überaus homogen. Wir haben in den Öko-Siedlungen ganz überwiegend (zu mehr als zwei Dritteln) jüngere deutsche Familien getroffen, die der akademischen Mittelschicht angehören. Hier scheint eine spezifische Form des für den Urbani-

sierungsprozeß des 19. und 20. Jahrhunderts allgemein typischen Phänomens der sozialen Segregation (Reuleke 1985, S. 91 ff., S. 157 ff.) vorzuliegen, und zwar als freiwillige "Absonderung" bzw. Selbstselektion einer nachbarschaftlichen Gemeinschaft (Feldtkeller 1994, S. 123 ff.), und dies in einer modernen milieuspezifischen Variante, wie sie in der neueren Stadtsoziologie am Beispiel von Lebensstilgruppen beschrieben wird (zum Felde/Alisch 1992, S. 186 ff.). Folgt man der Milieukonzeption von Schulze (1990, 1992), so sind es offenbar Teile des "Selbstverwirklichungsmilieus", die eine besondere Affinität für das Wohnen in einer Öko-Siedlung mitbringen und die nach unseren Befunden das Gros der Bewohner stellen. Für die große Mehrheit von ihnen ist das ökologische Motiv ein zwar wichtiges, aber keineswegs das beherrschende Einzugsmotiv. Auch bei ökologischen Bauinteressenten sind es - bei individuell unterschiedlicher Gewichtung - vor allem die traditionellen Wohnbedürfnisse von "Eigenheimern", die sie, im Sinne von "Partnerbedürfnissen", zum Bau bzw. Kauf eines Hauses innerhalb einer Öko-Siedlung veranlassen: erstens der Wunsch, sich ein eigenes Heim als gesicherte Stätte familiärer Privatheit zu schaffen; zweitens das Bestreben, den eigenen Kindern zuträglichere Möglichkeiten zum Aufwachsen zu bieten; drittens die Erwartung, innerhalb der neuen Nachbarschaft Gemeinschaftlichkeit, soziale Nähe und Kontakte über den Kreis der eigenen Familie hinaus vorzufinden; viertens der Wunsch nach einer Wohnsituation, die den eigenen Vorstellungen von Wohnkomfort und Wohngesundheit gerecht wird; fünftens das Bedürfnis nach selbstbestimmter Tätigkeit im eigenen Haus und Garten; sechstens - da drei der von uns untersuchten Eigenheimprojekte am Stadtrand liegen - der Wunsch zur Stadtfucht und zum unmittelbaren, zumindest leicht erreichbaren Naturkontakt, dies in den meisten Fällen allerdings - ganz im Sinne des multi-optionalen Konsumenten (siehe oben) - unter Aufrechterhaltung städtischer Bindungen, z.B. weil man an der Stadt als Arbeitsort oder als soziokulturellem Bezugspunkt weiterhin interessiert ist.

3. Ökologischer Wohnalltag zwischen Last und Lust - Spannungsfelder ökologischen Wohnens

Ökologie als Arbeit

Wie jeder weiß, der z.B. seinen Müll trennt und zu den entsprechenden Containern bringt, bedeutet Umweltschutz im Haushalt häufig, daß zusätzliche praktische Verrichtungen zu erledigen sind, die Zeit und Mühe kosten und das Gesamtvolumen der Arbeiten, die zu Hause zu bewältigen sind, erhöhen. Die Frage nach der Bereitschaft, solche ökologisch begründeten Arbeitsanforderungen - die in ökologischen Wohnprojekten weit über die Mülltrennung hinausgehen können - auf sich zu nehmen und auf Dauer konsequent und anforderungsgerecht zu erledigen, kann angesichts der Ambivalenz urbaner Bedürfnisstrukturen unter zwei Perspektiven betrachtet werden.

Die erste Perspektive ist die "Belastungsperspektive": Sie ist mit dem historischen Trend verknüpft, daß die Entwicklung urbaner Lebensweisen mit der Auslagerung zahlreicher vormals im Haushalt zu verrichtender Arbeiten⁹ sowie mit der Mechanisierung und Maschinisierung eines Teils der im Haushalt verbliebenen Tätigkeiten einhergegangen ist (Rinderspacher 1992, S. 11 ff.; Häußermann/Siebel 1987, S. 233 f.). Dieser Trend korrespondiert mit dem urbanen Bedürfnis nach der Stadt als "Maschine", die mittels einer bereitgestellten technischen und Dienstleistungs-Infrastruktur gewährleisten soll, daß der Lebensbereich jenseits der Erwerbsarbeit zu einem "Reich der Freiheit" wird, in welchem Belastungen durch reproduktionsbedingte Arbeiten und Verpflichtungen auf ein Mindestmaß reduziert sind und ausreichende Möglichkeiten zur selbstbestimmten Freizeitgestaltung, sei es in der Form von Muße und Nichtstun oder sei es als freigewählte Aktivi-

9 "Der Prozeß der Urbanisierung ist ein Prozeß der Entlastung der Haushalte von vielfältigen Arbeiten und Verpflichtungen. Man muß das Wasser nicht mehr am Brunnen holen, die Kartoffeln gibt es täglich auf dem Markt und die Alten, die Kranken und die Kinder können in den entsprechenden Einrichtungen der sozialen Infrastruktur untergebracht werden" (Häußermann/Siebel 1991, S. 79).

tät, bestehen. Die skizzierte Entwicklung kann als Emanzipationsprozeß begriffen werden, insofern sie die individuellen Optionen im Hinblick auf Zeitverwendung und Gestaltungsmöglichkeiten innerhalb dieses Lebensbereichs erhöht hat. Vor diesem Hintergrund scheint die dauerhafte Wiedereinlagerung von Arbeit und Verpflichtungen - hier: ökologisch bedingte Arbeitsanforderungen - in den Haushalt ein problematisches Unterfangen zu sein, dessen Erfolg im Grunde allein von der moralischen Einsicht in die ökologische Notwendigkeit abhängt, die sich gegenüber dem Entlastungsbedürfnis durchzusetzen hätte, aber alles in allem eine doch eher schwache Triebkraft des realen Handelns ist.

Die zweite Perspektive ist die "Aneignungsperspektive": Sie ist eng mit einem säkularen Trend verknüpft, der sich als zunehmende Privatisierung der Bedürfnisbefriedigung umschreiben läßt und der wiederum in der Kontinuität der seit dem Ausgang des Spätmittelalters sich herausbildenden Trennung von öffentlicher und privater Sphäre steht (Ariès 1991). Der Prozeß der Urbanisierung ist nicht nur ein Prozeß der *Entlastung*, sondern zunächst auch ein Prozeß der *Enteignung* der Haushalte von den räumlichen, technischen und rechtlichen Voraussetzungen für Eigenarbeit, Selbsthilfe und Selbstversorgung, die an öffentliche Versorgungs- und Entsorgungsapparaturen überantwortet werden (Häußermann/Siebel 1991, S. 79). Das hieran anknüpfende Bedürfnis nach Wiederaneignung von privater Gestaltungskompetenz im Hinblick auf die eigenen Reproduktionsbedingungen steht nicht im Widerspruch, sondern verhält sich komplementär zum oben skizzierten Entlastungsbedürfnis: Erst die Befreiung von vielerlei lästigen, zeitaufwendigen oder anstrengenden Arbeiten und Verpflichtungen schafft Raum für die Entfaltung privater, der Heteronomie durch den öffentlichen Sektor entzogener Möglichkeiten der Bedürfnisbefriedigung. Die neue Haushaltsforschung stellt der These der Dienstleistungsgesellschaft die These der "Selbstbedienungsgesellschaft" gegenüber, in der öffentliche und private Dienstleistungen dort verstärkt durch eigene Arbeit substituiert werden, wo eine effizientere, qualitätsgerechtere und stärker selbstbestimmte Befriedigung eige-

ner Bedürfnisse möglich erscheint (Glatzer u.a. 1991, S. 112 ff.). Wobei man in Anknüpfung an die Wertwandlungstheorie ein wichtiges, die Privatisierung der Bedürfnisbefriedigung förderndes Motiv in der "Suche nach Selbstverwirklichung und Selbstbestimmung, das heißt nach Gegenerfahrungen zu Strukturen der Erwerbsarbeit" sieht (ebenda, S. 115).

Unsere empirischen Befunde sprechen dafür, daß der Umgang mit ökologisch bedingter Mehrarbeit im Haushalt von beiden Perspektiven, der Belastungsperspektive und der Aneignungsperspektive, bestimmt ist: Im Haushalt anfallende ökologische Arbeitsanforderungen werden häufig als belastende Mehrarbeit, zum Teil aber auch als Möglichkeit zur sinnerfüllten Betätigung in der Freizeit wahrgenommen.

Der *Belastungsperspektive* sind wir in so gut wie jedem Interview begegnet: Auch die, die sich selbst als ökologisch besonders konsequent bezeichnen, geben zumeist zu erkennen, daß es den einen oder anderen Punkt gibt, wo sie - zumindest gelegentlich - bei der Umsetzung ökologischer Anforderungen und Gebote Kompromisse eingehen. Bei vielen ist das Nebeneinander von Konsequenz in bestimmten ökologischen Handlungsbereichen und der Neigung, in anderen Bereichen den eigenen Entlastungsbedürfnissen nachzugeben, deutlich ausgeprägt. Hier kommt zunächst der Wunsch ins Spiel, ökologisch begründeter Mehrarbeit Grenzen zu ziehen. Dies kann sich z.B. auf die Mülltrennung beziehen - etwa wenn die damit verbundenen Mühen des Auseinandersortierens und Lagerns verschiedener Müllfraktionen als zu unbequem oder zeitaufwendig empfunden werden. Auch die Pflege von Holzfassaden und -fenstern, die in einem Teil der Öko-Siedlungen notwendig ist, wird nicht selten als zum Teil erhebliche Belastung erfahren: Man schiebt diese Tätigkeiten, die bei Verwendung von Öko-Farben und -Lasuren alle paar Jahre anfallen, dann gerne vor sich her, und in einigen Fällen sind wir Zweifeln begegnet, ob man diese Arbeitsanforderungen auch mit fortschreitendem Alter noch auf sich nehmen möchte oder ob es da nicht ratsamer wäre, aus dem Öko-Haus wieder auszuziehen. Schließlich ist es die erwartete Zu-

satzarbeit, die davon abhalten kann, das eigene Haus in Eigeninitiative mit weiteren als den ursprünglich vorgesehenen Öko-Techniken und -Maßnahmen auszustatten: Dies erfordert in vielen Fällen nicht nur den Erwerb zusätzlicher Kenntnisse, sondern auch zusätzliche Arbeit bei der Installation, Pflege und Wartung der Technik.

Der Entlastungswunsch kann sich aber nicht nur gegen physische, sondern auch gegen psychische Anforderungen durch den Umweltschutz im Haushalt richten, z.B. wenn man sich nicht dem Zwang zur permanenten ökologischen Aufmerksamkeit aussetzen will. Man wendet sich gegen die Omnipräsenz eines ökologischen Handlungsanspruchs, der sich nicht nur tendenziell auf sämtliche Lebensbereiche erstreckt, sondern in alle Poren des Alltagslebens eindringt und dabei potentiell jede Lebensäußerung und Handlungsweise (bzw. Unterlassung) unter den ökologischen Vorbehalt stellt. Ernstgenommen, würde er eine permanente ökologische Reflexion und Konzentration erforderlich machen. Was zahlreiche Studien zum Umweltbewußtsein belegen - und meist durch Selbstbeobachtung bestätigt werden kann - gilt auch für die meisten unserer Interviewpartner: nämlich daß sie sich dem Anspruch der ökologischen Selbstdisziplinierung im Alltag nur begrenzt aussetzen und sich nach wie vor kleine - oder auch größere - Nachlässigkeiten und Bequemlichkeiten sowie das Festhalten an bestimmten eingefahrenen, aber ökologisch bedenklichen Alltagsroutinen gestatten und auch gestatten *wollen*. In einigen Fällen ist es die offen eingestandene Schlampigkeit beim Stromsparen im Haushalt, weil man "nicht ständig in der Wohnung rumgehen und das Licht immer wieder sofort ausschalten will", in anderen Fällen wäscht man die Töpfe trotz sichtbar angebrachter Wasserzähler nach wie vor unter fließendem Wasser ab, in wieder anderen Fällen kann der Zwang zu vorausschauender Umsicht und Planung daran hindern, bei einer Einkaufskooperative mitzumachen usw.

Ökologie als Arbeit berührt aber nicht nur Entlastungsbedürfnisse, gegen die sich ökologisches Verantwortungsbewußtsein und Pflichtgefühl - häufig mehr schlecht als recht - durchzusetzen haben. Der besondere

Reiz ökologischen Wohnens kann vielmehr auch darin bestehen, daß es dem Bedürfnis nach tätiger Selbstverwirklichung entgegenkommt. Ökologie als Arbeit wird unter bestimmten Bedingungen nicht als Belastung, sondern als Bereicherung wahrgenommen. Es scheinen allerdings nur *bestimmte* ökologische Arbeiten im Haushalt zu sein, bei denen dieses Bedürfnis zur wichtigen Triebkraft ökologischen Handelns wird. Hierbei handelt es sich meist um Tätigkeiten, die ein gewisses arbeitsinhaltliches Niveau nicht unterschreiten: erstens handwerkliche Verrichtungen, z.B. Eigenarbeit beim Bau des eigenen Öko-Hauses oder anschließende Ausbau- und Pflegearbeiten; zweitens naturbezogene Tätigkeiten, d.h. Pflege von Garten oder Grasdach; drittens Umgang mit häuslicher oder gemeinschaftlicher Öko-Technik, z.B. Wartungsarbeiten an der Solaranlage, aber auch das Austüfteln neuer öko-technischer Möglichkeiten im eigenen Haus. Doch auch hier sollte man nicht vergessen, daß es sich um ein Kräftefeld *widerstreitender* Bedürfnisse handelt. Auch ökologische Tätigkeiten, die der Selbstverwirklichung dienen, sind nach wie vor *Arbeit*, die Mühe und Zeit kostet. Das Bedürfnis nach Entlastung kann die Energie des Wunsches nach Selbstverwirklichung beschränken, wenn nicht gar außer Kraft setzen, etwa im Falle des Bauherrn eines Öko-Hauses, für den Eigenarbeit in der Bauphase von hohem Reiz gewesen ist, der aber, weil er sich kräfte- und zeitmäßig überfordert sah, nicht alle von ihm ins Auge gefaßten Öko-Maßnahmen verwirklicht hat; oder im Falle des Bewohners eines holzverkleideten Hauses, für den sich in den Jahren nach dem Einzug "die Kehrseite des Holzes" offenbarte und der die von ihm ursprünglich als "nette Sache" betrachteten Pflegearbeiten an der Holzfassade inzwischen als lästige Freizeiteinbuße wahrnimmt.

Alles in allem sprechen unsere Befunde für eine ambivalente Beziehung zu der im Haushalt anfallenden ökologisch bedingten Arbeit. Sie kann sowohl Ansatzpunkt für die genußvolle Aneignung lebensweltlicher Gestaltungskompetenzen sein wie auch als nur schwer erträgliche Belastung der Freizeit wahrgenommen werden. Aneignungs- und Belastungsperspektive bilden ein

Spannungsfeld, das den Umgang mit Ökologie als Arbeit konditioniert und das - abhängig von je individuellen Umgangsweisen mit dieser Spannung - sowohl Triebkraft wie auch Barriere wohnökologischen Handelns sein kann.

Ökologisches Wohnen zwischen dem Wunsch nach Wohnqualität und der Bereitschaft zum Verzicht

Ein weiteres Spannungsfeld ökologischen Wohnens ist darin angelegt, daß ökologische Wohnkonzepte einerseits in Konflikt zu heute weit verbreiteten Ansprüchen an Wohnqualität geraten, andererseits aber auch finanziellen Sparsamkeitsmotiven sowie der Neigung zu einem "puritanischen" Sparsamkeits- und Verzichtsethos entgegenkommen können. Um mit dem zuletzt genannten Punkt zu beginnen:

Viele unserer Interviewpartner lassen die Bereitschaft zu einem zumindest partiellen Komfortverzicht zugunsten des Umweltschutzes erkennen, und zwar vor allem dort, wo sich bei ihnen die gute ökologische Absicht mit dem Sparsamkeitsmotiv verbindet. Das *finanzielle* Sparinteresse ist - dies ist kein überraschender Befund - ein relativ weit verbreitetes Partnerbedürfnis des ökologischen Handlungsanspruchs. Im eigenen Haushalt sparsam mit natürlichen Ressourcen, z.B. mit Wasser oder fossilen Energien, umzugehen, worauf nach eigenem Bekunden die Mehrzahl der von uns Befragten achtet, heißt zugleich, sparsam mit dem eigenen Geldbeutel umzugehen. Wobei es auch nicht überrascht, daß wir dem finanziellen Sparinteresse bei den Mietern, die über ein deutlich geringeres Durchschnittseinkommen als die interviewten Eigenheimbesitzer verfügen, besonders häufig begegnet sind. Allerdings: Das finanzielle Sparmotiv kann auch zum Opponenten des ökologischen Handlungsanspruchs werden, und zwar dort, wo letzterer nach Lage der Dinge ein zusätzlicher Kostenfaktor wäre, z.B. im Falle von Pfandflaschen, biologisch angebauten Lebensmitteln oder häuslichen Umweltschutzinvestitionen, sofern sie hohe Anschaffungskosten ver-

ursachen und sich erst sehr langfristig amortisieren. Man kann dem Sparsamkeits- bzw. Verzichtsimpuls aber auch unabhängig vom finanziellen Sparinteresse begegnen: Die eigentliche Triebkraft des Verzichts bzw. der Einschränkung, z.B. beim häuslichen Ressourcenverbrauch oder beim Konsum, scheint hier die Erwartung *intrinsischer* Gratifikationen zu sein, etwa wenn man in dem Bewußtsein handelt, durch den eigenen Verzicht dazu beizutragen, die Lebensgrundlagen künftiger Generationen zu sichern, oder wenn der bewußte Konsumverzicht dazu verhilft, "neue Erfüllungen" oder "ganz neue Werte" zu finden. Was hier durchklingen kann, ist das Bedürfnis nach neuem Lebenssinn jenseits der Überflußgesellschaft, ein Bedürfnis, in dem Befürworter des ökologischen Umbaus wie W. Sachs konkrete Anknüpfungspunkte für ökologisch relevante Verhaltensänderungen sehen (Sachs 1993).

Dennoch: Auch wenn sich finanzielle Sparinteressen und immaterielle Verzichtsmotive mit ökologischen Überzeugungen verbinden können, so ist damit der Wunsch nach einem angemessenen Wohnkomfort in der Regel nicht aufgehoben. Meist steht der Komfortwunsch in Spannung zu der eigenen Verzichts- bzw. Sparbereitschaft. So sind wir in unterschiedlichen Varianten immer wieder auf die Bemerkung gestoßen, daß man zugunsten des Umweltschutzes zwar durchaus zum Verzicht und zum Zurückstellen von Komfortwünschen bereit sei, aber doch nur "eher im kleinen, nicht so radikal", bzw. nur bis zu einer bestimmten "Schmerzgrenze" oder "in dem Rahmen, in dem es vertretbar ist" und sich Verzicht und Bedürfnisbefriedigung "die Waage halten".

Der Komfortvorbehalt kann sich dabei erstens auf die *ästhetische Dimension* von Wohnqualität beziehen: z.B. dort, wo der ökologisch bessere Linoleumfußboden, wie er in einigen ökologischen Mietwohnprojekten anzutreffen ist, von den Mietern - zumindest im Wohn- und Schlafbereich - abgelehnt und mit Kunststoffteppichen überdeckt wird. Zweitens kommen *Bedürfnisse nach Annehmlichkeit und Behaglichkeit des Wohnens* ins Spiel: etwa der Wunsch nach einer angenehmen Raumtemperatur oder das Bedürfnis, sich ab und an Wann-

bäder zu gönnen, worauf viele auch unter dem Vorzeichen des ökologischen Wohnens nicht verzichten möchten. Drittens betrifft der Komfortvorbehalt *Bedürfnisse nach Reinlichkeit, Hygiene und Gesundheit*: Dies kann sich z.B. darin äußern, daß man nur begrenzt bereit ist, ökologisch verträgliche Wasch-, Putz- und Körperpflegemittel zu benutzen, weil man ihrer Reinigungskraft mißtraut. Hygienischen Bedenken sind wir gelegentlich gegenüber der Kompostierung organischen Hausmülls, häufiger aber gegenüber einer möglichen Brauchwassernutzung für die Toilettenspülung und gegenüber den - im Interview meist nur fiktiv erörterten - Komposttoiletten begegnet.¹⁰

Ökologisches Wohnen zwischen Gemeinschaftsbedürfnis und dem Wunsch nach privater Autonomie

Urbanes Wohnen heißt immer auch, Bedürfnisse nach sozialer Nähe mit denen nach sozialer Distanz in Einklang zu bringen. Dem hierin angelegten Spannungsverhältnis sind wir vor allem in den ökologischen Eigenheimprojekten begegnet, für deren Bewohner der Wunsch nach befriedigenden Sozialkontakten und nach nachbarschaftlicher Gemeinschaft ein ganz wesentliches Motiv dafür war, sich auf das Wohnen in einer Öko-Siedlung einzulassen. Formen des gemeinschaftlichen Wohnens befördern nicht selten soziale Enge und soziale Kontrolle und berühren auf diese Weise das Bedürfnis nach einer gesicherten Privatsphäre. Aus Sicht der Mehrheit scheinen sich allerdings die Erwartungen an das nachbarschaftliche Zusammenleben erfüllt zu haben; auch die Balance zwischen Gemeinschaftsbezug und gesicherter Privatsphäre ist aus ihrer Sicht in hinreichender Weise gewahrt. Auf die Minderheit, die das anders sieht, werden wir noch zurückkommen. Gemeinschaftsbezüge entstehen nicht nur über informelle Nachbarschaftskontakte oder über organisierte Formen von

Gemeinschaftlichkeit, z.B. Hoffeste oder Aktivitäten im Gemeinschaftshaus. Nicht selten ist es die Ökologie selbst, die zum Kristallisationspunkt von Gemeinschaftserlebnissen wird, und zwar dort, wo gemeinsame Öko-Techniken zu betreuen sind, etwa gemeinsame Kompostieranlagen, eine Pflanzenkläranlage (Hamburg-Allermöhe) oder eine gemeinsame Solaranlage (Düsseldorf-Unterbach), oder wo man ökologisch begründete Aktivitäten gemeinsam erledigt, etwa die Pflege von Grünflächen, eine Einkaufskooperative oder der gemeinschaftlich organisierte Transport wiederverwendbarer Abfälle zum Recyclinghof.

Auf der anderen Seite sind wir aber auch auf eine ausgeprägte Sensibilität für mögliche Beschränkungen der individuellen Autonomie durch soziale Kontrolle gestoßen. Die meisten artikulieren ihre Vorbehalte hier gleichsam in präventiver Absicht, da man die eigene Privatsphäre innerhalb der Öko-Siedlung als gesichert ansieht. Viele unterstreichen aber die Unveräußerlichkeit dieses Anspruchs noch einmal durch den expliziten Hinweis darauf, daß man eine Änderung des Zustands nicht akzeptieren würde. Eine Minderheit fühlt sich durch die von ihr in der Öko-Siedlung wahrgenommene soziale Kontrolle und soziale Enge real beeinträchtigt. Sie sieht sich in ihrer Verhaltensautonomie eingeschränkt, etwa durch die Überwachung und Gängelung in bestimmten ökologischen Verhaltensbereichen, z.B. bei der Gartenbepflanzung, der Mülltrennung oder - wenn es eine gemeinsame Heizzentrale gibt - bei ihrem Heizverhalten. Das Gefühl sozialer Enge kann auch dadurch entstehen, daß die Formen von informeller und institutionalisierter Gemeinschaftlichkeit in der Öko-Siedlung als Gemeinschaftszwang empfunden werden, der den eigenen Anspruch auf Freiheit bei der Wahl sozialer Kontakte einschränkt.

Daß ökologisches Wohnen in den von uns untersuchten Öko-Siedlungen im Spannungsfeld von Gemeinschafts- und Autonomiebedürfnissen steht, wird an dieser Minderheit besonders deutlich. Aber auch für die Mehrheit der von uns Befragten gilt, daß sie nur dann bereit ist, sich auf eine solche Wohnweise einzulassen, wenn so-

10 Diejenigen, zu deren Wohnkonzept Komposttoiletten gehören - in unserem Falle die Bewohner in Hamburg-Allermöhe - scheinen sich allerdings an sie gewöhnt zu haben und sie zu akzeptieren; hygienische Bedenken haben sie eher gegenüber einem Folgeproblem der Komposttoilette, nämlich dem starken Auftreten von Fruchtfliegen im Sommer.

wohl ein zufriedenstellender Gemeinschaftsbezug *als auch* ausreichende private Autonomie gewährleistet sind. Dies hat Folgen für den Umgang mit gemeinschaftlichen Öko-Techniken und -maßnahmen: Einerseits sind sie Kristallisationspunkte des gewünschten Gemeinschaftsbezuges, andererseits können sie aber auch zum Einfallstor unerwünschter sozialer Kontrolle werden. So können Kontrollbefürchtungen dazu veranlassen, mögliche gemeinsame Öko-Maßnahmen unter Umständen abzulehnen, z.B. die Nutzung gemeinsamer Mülltonnen, den Einbau einer Gemeinschaftsheizung für die eigene Vierer-Reihenhauszeile oder die Einführung von Car-Sharing in der Öko-Siedlung. Aber auch die erwarteten *Mühen* der Gemeinschaft, z.B. Reibereien oder zähe Abstimmungsprozesse, können dazu führen, sich gegenüber ökologisch begründeten Gemeinschaftsvorhaben reserviert zu verhalten, etwa gegenüber einer gemeinschaftlichen Bewirtschaftung der Privatgärten unter ökologischen Kriterien. Im Hinblick auf gemeinschaftliche Öko-Techniken und -Maßnahmen ist daher beides möglich: sowohl positive Resonanz, da in ihnen eine Chance zur Stärkung der Gruppenidentität gesehen wird, als auch Ablehnung, weil sie den Anspruch auf private Autonomie bedrohen. Die Akzeptanz ökologischen Wohnens geht dann zurück, wenn die Einlösung zumindest eines der beiden beschriebenen Bedürfnisse - des Gemeinschafts- oder des Autonomiebedürfnisses - als gefährdet erscheint. Das heißt zugleich, daß nachbarschaftliche Gemeinschaft nur insofern als Medium ökologischer Sensibilisierung und ökologischen Handelns zu nutzen ist, als es gelingt, die richtige Balance mit der privaten Autonomie zu sichern.

Ökologisches Wohnen zwischen Distinktions- und Integrationsbedürfnissen

Angesichts des heute gesellschaftlich hochbewerteten Ökologiethemas offeriert ökologisches Wohnen soziale Distinktionsmöglichkeiten, die die Identifikation mit dem Wohnprojekt stärken und damit als zusätzliche ökologische Handlungsmotivation wirken können. Besondere Distinktionschancen bieten vor allem solche

Wohnprojekte, deren Umweltschutzmaßnahmen und -techniken den eigenen ökologischen Avantgarde-Status gegenüber der Außenwelt auch optisch symbolisieren, z.B. Sonnenkollektoren, Holzbauweise oder Grasdächer.

Insbesondere in den von uns untersuchten Eigenheim-siedlungen mit einer breiteren Palette der verwendeten Öko-Materialien und -Techniken sowie entsprechend anspruchsvollen Verhaltensanforderungen sind wir häufig auf ein ausgeprägtes ökologisches Vorreiterbewußtsein gestoßen, in dem nicht nur die Selbstgewißheit zum Ausdruck kommt, einen nicht alltäglichen Beitrag zum Umweltschutz zu leisten, sondern auch die Überzeugung, in diesem Punkt der Außenwelt weit voraus und unter ökologisch-ethischen Gesichtspunkten überlegen zu sein. Von besonderer Handlungsrelevanz ist das ökologische Vorreiterbewußtsein dort, wo es die Überzeugung miteinschließt, gegenüber der Außenwelt eine ökologische Vorbild- und Multiplikatorenrolle zu spielen, die auch eine entsprechende Verantwortung, gerade auch in der eigenen ökologischen Alltagspraxis, mit sich bringt.

Bewohner einer nach außen hin deutlich erkennbaren Öko-Siedlung zu sein, kann aber auch mit Befürchtungen sozialer Ausgrenzung einhergehen. Bei nicht wenigen wird ein Wunsch nach sozialer Integration sichtbar, der in Spannung zu dem bei ihnen ebenfalls vorhandenen Distinktionsbemühen steht und der die Grenzen definiert, innerhalb derer man bereit und bestrebt ist, sich in der eigenen wohnökologischen Praxis vom Rest der Bevölkerung zu unterscheiden. Typisch für die Selbstwahrnehmung als Bewohner einer fortschrittlichen Öko-Siedlung scheint auch zu sein, daß man sich von den "Öko-Freaks" und "Fundamentalisten" abgrenzt. Immer wieder sind wir in den Interviews auf solche Bemerkungen gestoßen: Daß die eigene ökologische Alltagspraxis zwar mehr oder minder deutlich über den normalen Rahmen hinausweise, man aber dennoch die Sache nicht "dogmatisch" betreibe, daß man trotz allem kein "Wattsekunden-Fuchser", "Vollwert-Freak" oder "Perfektionist" sei und weder zu den "110-Prozentigen" gehöre noch zu ihnen gehören wolle usw. Wobei auch

bei den anderen Bewohnern der Öko-Siedlung ein entsprechender "antifundamentalistischer Konsens" wahrgenommen wird. Hier wird das Bedürfnis erkennbar, sich präventiv gegenüber einer möglichen Stigmatisierung als ökologisch-weltanschauliche Randgruppe zu verteidigen. Dahinter kann die Erfahrung stehen, neben der positiven Resonanz, die die Öffentlichkeit der Öko-Siedlung entgegenbringt, gelegentlich auch auf Spott und aggressiv geäußerte Schmähungen, z.B. von Sonntagsspaziergängern, die die Öko-Siedlung in Augenschein nehmen, zu stoßen.

Als *Fazit* bleibt festzuhalten, daß die vom Distinktionsbedürfnis ausgehenden Impulse, den eigenen ökologischen Vorreiterstatus durch zusätzliche wohnökologische Maßnahmen und Verhaltensveränderungen zu untermauern und auszubauen, in nicht wenigen Fällen von dem Bedürfnis nach Normalität und gesellschaftlicher Integration gedämpft werden, welches - aus Furcht vor der sozialen Ausgrenzung als "Öko-Spinner" - die Bereitschaft zu ökologisch begründeter Nonkonformität begrenzt.

4. Möglichkeiten und Grenzen des Verhaltenswandels durch ökologisches Wohnen

Wenn es stimmt, daß der ökologische Umbau der Gesellschaft auch von der Fähigkeit der Menschen abhängt, ihre Lebensweise durch entsprechende Verhaltensänderungen umweltverträglicher zu gestalten, dann ist ökologisches Wohnen, wie wir es in den von uns untersuchten Wohnprojekten vorgefunden haben, ein Schritt in die richtige Richtung - zumindest gemessen an den wohnökologischen Ansprüchen und Zielsetzungen, unter denen die jeweiligen Wohnprojekte konzipiert und realisiert worden sind. Bei aller Einbettung der ökologischen Wohnpraxis in das skizzierte Kräftefeld widerstreitender Bedürfnisse begünstigt eine solche Wohnweise (mit nicht unbeträchtlichen Unterschieden zwischen den einzelnen Wohnprojekten, siehe unten) ökologisch relevante Verhaltensänderungen bzw. Lernpro-

zesse, in deren Verlauf ökologisches Handlungswissen nicht nur erworben, sondern auch umgesetzt wird, ökologisches Verantwortungsbewußtsein wächst und umweltschädliche durch umweltverträglichere Verhaltensroutinen ersetzt werden.

Desungeachtet gibt es in der gegenwärtigen Diskussion über das ökologische Wohnen eine starke Strömung, die den Schwerpunkt ausdrücklich *nicht* auf Verhaltenswandel, sondern auf Anwendung ökologischer Haus- und Wohntechniken legt, welche möglichst verhaltensunabhängig sind, d.h. deren Funktionieren keine nennenswerten Verhaltensänderungen voraussetzt und deren ökologischer Ertrag sich weitgehend aus der *technischen* Effizienz (z.B. der Wärmedämmung, der Regenwasser-einspeisung für die Toilette oder des Brennwertkessels) ergeben soll. Auch wenn die konsequente Berücksichtigung öko-technischer Effizienzkriterien sicherlich ein Eckpfeiler des wohnökologischen Umbaus ist - in der Praxis erweisen sich häufig auch diejenigen Bau- und Wohntechniken, die am radikalsten auf Verhaltensunabhängigkeit zielen, als eben doch verhaltensabhängig, insofern die erzielbaren Effekte ohne ein entsprechendes komplementäres Verhalten der Bewohner in vielen Fällen zumindest deutlich vermindert, wenn nicht gar aufgehoben werden. So kann z.B. die beste Wärmedämmung in ihrer Auswirkung auf die Energiebilanz dadurch entwertet werden, daß die Bewohner nicht "mitspielen", indem sie einfach zuviel über die Fenster lüften; oder die landläufig - und irreführenderweise - als "Wintergarten" bezeichnete verglaste Klimazone zur passiven Nutzung der Sonneneinstrahlung kann als ganzjährige Erweiterung des Wohnraums angesehen und folglich auch in der kalten Jahreszeit beheizt werden, was ihren ökologischen Nutzen ins Gegenteil verkehrt. Erweist es sich somit häufig als Illusion, daß ökologische Haustechniken ganz ohne die Mitwirkung der Bewohner funktionieren, so begrenzt der Versuch, Wohnökologie auf vermeintlich verhaltensneutrale technische Installationen zu beschränken, zudem von vornherein die Reichweite des ökologischen Umbaus: Um mögliches Fehlverhalten der Bewohner auszuschließen, werden Maßnahmen wie pflegeintensive

Baumaterialien, Kompostierung oder Grauwasseraufbereitung gar nicht erst in Betracht gezogen und die ökologischen Wohnkonzepte dann oft auf ein Minimalprogramm reduziert.¹¹

Für die Bahnen, in denen sich Verhaltensänderungen tatsächlich vollziehen können, schaffen die Wohnprojekte verschiedene Rahmenbedingungen, die jeweils den Bedürfniskontext ökologischen Verhaltenswandels ansprechen und aktivieren. Wir werden uns im folgenden auf den Zusammenhang umweltrelevanter Verhaltensänderungen mit zwei Rahmenbedingungen konzentrieren, die in den von uns untersuchten Projekten - wenn auch auf sehr unterschiedliche Weise - gegeben sind: die *Nachbarschaftsgruppe* und die *wohnökologische Praxis*. Wegen ihrer Relevanz für ökologische Verhaltensänderungen nennen wir sie auch *Lernmedien*. Dabei ist allerdings zu beachten, daß die realen Verhaltensänderungen und Lernprozesse nicht allein von solchen Rahmenbedingungen abhängen. Es ist immer ihr Zusammenspiel mit individuellen Dispositionen und Handlungsressourcen, das darüber entscheidet, ob und inwieweit Lernchancen aufgegriffen und umgesetzt werden.

Das Medium Nachbarschaftsgruppe

Die Frage, welche Bedeutung die Nachbarschaftsgruppe für Verhaltensänderungen in ökologischen Wohnprojekten hat, muß zunächst berücksichtigen, daß sie in den

verschiedenen Projekten eine ganz unterschiedliche Rolle spielt. Der Hauptunterschied betrifft das Ausmaß, in dem sich überhaupt von der Existenz einer solchen Nachbarschaftsgruppe sprechen läßt, und hier ist zunächst eine grobe Trennungslinie zwischen Eigenheim- und Mietwohnprojekten zu ziehen: Während die von uns untersuchten Eigenheimprojekte schon von ihrer Konzeption her stets mit der Nachbarschaftsgruppe "rechnen", ist dies bei den Mietwohnprojekten meist nicht der Fall. Überdies gibt es noch einmal Abstufungen im Grad der "Vergemeinschaftung", d.h. der informellen oder formellen Institutionalisierung der Nachbarschaftsgruppe, etwa abhängig davon, inwieweit - im Falle von Eigenheimprojekten - gemeinschaftliche Öko-Techniken und Einrichtungen vorhanden sind bzw. die Bewohner die Initiative zu Gemeinschaftsaktivitäten ergriffen haben, oder inwieweit es - im Falle von Mietwohnprojekten - zur partizipativen Einbindung der Bewohnerschaft in den Sanierungs- bzw. Bauprozess oder zur Herausbildung informeller Nachbarschaftsbeziehungen gekommen ist.

Eine funktionierende Nachbarschaftsgruppe in einem ökologischen Wohnprojekt begünstigt allein schon durch die in ihr stattfindenden Kommunikations- und Interaktionsprozesse ökologisch motivierte Verhaltensänderungen, die ihrerseits wiederum zu einer Stärkung des Gruppenbewußtseins beitragen können, etwa durch den wechselseitigen Austausch von Handlungswissen und von praktischer Hilfe. Die Nachbarschaftsgruppe fungiert zudem dort als Medium ökologischen Lernens, wo sich in ihr *Mindestnormen* für das herausbilden, was als "erlaubtes" Verhalten gilt, etwa wenn sich ein Grundkonsens über bestimmte Verwendungsverbote herausbildet (z.B. "möglichst wenig Chemie", "möglichst nur Öko-Farben" usw.). Dies kann zu der positiven Norm führen, daß die Fruchtfliegenplage in der Komposttoilette nur "biologisch" zu bekämpfen oder daß der Schutzanstrich der Außenwände aus Holz alle paar Jahre zu erneuern ist, was mit den entsprechenden Lernprozessen über biologische Gleichgewichte, Materialien und Arbeitsabläufe verbunden ist. Die sich herauskristallisierenden Mindeststandards setzen sich nicht

11 Die voranstehenden Überlegungen stützen sich ganz wesentlich auf Forschungsbefunde der Arbeitsgruppe Stadtforschung im Institut für Soziologie der Universität Oldenburg, insbesondere auf folgende Veröffentlichungen: Gestring u.a. 1995a, S. 121 ff.; Gestring u.a. 1995b, S. 7 f. Daß ökotechnische Maßnahmen im Wohnungsbau ohne komplementäres Verhalten der Bewohner nicht zu dem erwarteten Erfolg führen, wird gelegentlich auch von den Protagonisten technischer Strategien des ökologischen Bauens eingeräumt, etwa wenn die Begleitforscher der ökologischen Mietwohnanlage Wiesbaden-Holzstraße das Fazit ziehen: "Eine der wesentlichen Erkenntnisse des Modellvorhabens ist die große Bedeutung, die das *Verhalten der Nutzer* für den Erfolg einzelner Maßnahmen haben kann. So war bei der Planung die Einsparung von Energie und Trinkwasser im wesentlichen als technische Frage und als allein durch entsprechende bauliche Vorkehrungen und Anlagenkonzeptionen lösbar angesehen worden. Die Befunde der Verbrauchserhebung zeigen aber, daß es wesentlich darauf ankommt, ob - und wie - die Bewohner die technisch gegebenen Einsparpotentiale auch tatsächlich nutzen" (Greiff u.a. 1994).

nur darüber durch, daß man dem guten Beispiel des Nachbarn nacheifert oder daß in den Eigenheimsiedlungen ein "sportlicher Wettbewerb" um das umweltschonendere Verhalten inszeniert wird (insbesondere durch die Offenlegung des jährlichen Heizungs- und/oder Wasserverbrauchs der einzelnen Haushalte). Vielmehr werden die in der Nachbarschaftsgruppe geltenden Verhaltensnormen nicht selten auch mittels direkter *sozialer Kontrolle* durchgesetzt, etwa dort, wo die Bewohner auf die ökologisch richtige Gartenbepflanzung oder Mülltrennung ihrer Nachbarn kontrollierend Einfluß nehmen (wobei die ertappten Umweltsünder riskieren, sich eine Belehrung aus dem Kreis der Nachbarn einzuhandeln).

Innerhalb der Nachbarschaftsgruppe bilden sich aber nicht nur Mindeststandards, sondern in der Regel auch *Maximalnormen* des ökologischen Verhaltens heraus, die im Sinne des schon erwähnten "antifundamentalistischen Konsenses" den einzelnen auch davor schützen, daß die Privatsphäre von Ausschließlichkeitsansprüchen der Gruppe vereinnahmt wird. Soziale Kontrolle erweist sich somit als ambivalent: Einerseits ist unübersehbar, da sie in den ökologischen Wohnprojekten mit starker Nachbarschaftlichkeit stattfindet und zur Herausbildung gruppenspezifischer Mindestnormen beiträgt; andererseits gibt es in den Nachbarschaftsgruppen aber auch eine starke Tendenz, sich gegen ein Überhandnehmen dieser Kontrolle abzugrenzen und gerade aus dieser Abgrenzung eine weitere Gruppennorm zu machen.

Man kann die Nachbarschaftsgruppe somit auch als eine Art Werkstatt betrachten, in der nicht nur individuelle Verhaltensweisen umgestaltet werden, um sie umweltverträglicher zu machen, sondern in der die ökologischen Konzepte so zurecht- und notfalls auch umgeschliffen werden, daß sie *sozialverträglich* werden. Die Handlungsrelevanz, die aus dem Anspruch auf Sozialverträglichkeit erwächst, wird etwa bei dem von uns untersuchten Mietwohnprojekt in der Hamburger Thadenstraße deutlich, in dessen ökologische Sanierung die Bewohner partizipativ eingebunden wurden. Die Partizipation ermöglichte es der Mietergruppe einerseits, die

ökologischen Architektenpläne vom "Verordneten" auf das sozialverträglich Machbare herunterzuschrauben¹², andererseits förderte sie aber auch die "von unten" getragene Eigeninitiative in Sachen Ökologie: So entwickelte die Bewohnergruppe Vorschläge für eine ökologisch sinnvollere Gestaltung der Sanierungsarbeiten, z.B. die Dielenbretter der alten Wohnungen wieder zu verwenden, oder den Kompostbehälter nicht, wie vom Architekten vorgeschlagen, im Keller des Hauses, sondern, um der Fehlnutzung vorzubeugen, gut sichtbar im Hof bzw. Garten aufzustellen.

Das Medium wohnökologische Praxis

Daß der Mensch in der Praxis *lernt*, daß er in der Arbeit auch sich selbst - seine Einstellungen, seine Verhaltensgewohnheiten, seine Fähigkeiten, sein Selbstbewußtsein - verändert, trifft gleichermaßen auf das ökologische Wohnen zu. Aber auch hier gilt das, was wir schon für die Nachbarschaftsgruppe konstatierten: Das Ausmaß, in dem die verschiedenen ökologischen Wohnprojekte auf eine entsprechende *Praxis* der Bewohner setzen, ist sehr unterschiedlich. Eigenheimbesitzer verfügen beim ökologischen Wohnen im allgemeinen über erheblich größere Gestaltungsspielräume als Mietwohner. Überdies gibt es innerhalb beider Projekttypen noch einmal deutliche Abstufungen. In der *Planungs- und Bauphase* der Eigenheimprojekte hängt sehr viel davon ab, inwieweit die künftigen Eigentümer konzeptionelle Beiträge für die Planung sowie Eigenleistungen beim Bau erbringen. Beim Mietwohnen scheint es eine analoge Gestaltungschance beim Planen und Bauen nur dann zu geben, wenn es sich um partizipative Sanierungsprojekte handelt. Hinzu kommt das ganze Spektrum von Eigenarbeiten und Eigenpraxis in der *Wohnphase*, z.B. Wartungsarbeiten an ökologischen Anlagen wie Pflanzenkläranlagen und Sonnenkollektoren (vor

12 Als inakzeptabel empfand man die als Energiesparmaßnahme geplante Überglasung des Innenhofs (da man nicht wie unter einer "Käseglocke" leben wollte) sowie die ebenfalls aus Energiespargründen beabsichtigte Veränderung der Wohnungsgrundrisse, bei der die wärmeintensiven Räume wie Küche und Bad ins Wohnungsinere verlegt werden sollten (man befürchtete unter anderem, daß die alten Möbel dann nicht mehr in die neue Wohnung reinpassen würden).

allem in Eigenheimsiedlungen), das Herumexperimentieren mit der Heizungsanlage und der Einstellung von Heizthermostaten, das weite Feld des umweltbewußten Einkaufens und des Mülltrennens, die Einübung wassersparenden Verhaltens, das "richtige Lüften" usw. (auch beim Mietwohnen). Es ist dieser experimentelle Charakter des ökologischen Wohnens, der sich insbesondere in Eigenheimprojekten und partizipativen Mietwohnprojekten entfalten und mit der stimulierenden Erfahrung von Selbstverwirklichung und Selbsterprobung, von wachsender wohnökologischer Eigenkompetenz und Lernfähigkeit verbinden kann.

Zudem kann der praktische Umgang mit Öko-Techniken und -Maßnahmen, z.B. mit einer projekteigenen Pflanzenkläranlage oder mit Komposttoiletten, aber auch mit weniger spektakulären Maßnahmen wie dem Komposter, dem kleinen Garten oder dem Grasdach, dazu beitragen, daß den Bewohnern ökologische Zusammenhänge transparenter werden, was wiederum ihr persönliches Verantwortungsbewußtsein in diesem Bereich stärkt.

Einen Sonderfall stellt in diesem Zusammenhang der Versuch dar, ein verantwortlicheres Umweltverhalten durch eine größere Transparenz des eigenen *Ressourcenverbrauchs* herzustellen. Die in der Wohnung/dem Haus gut sichtbar angebrachten Verbrauchszähler für Wasser, Heizung und Strom, die gerade auch in den Mietwohnprojekten zu den obligatorischen Maßnahmen gehören, sollen dazu anreizen, durch erhöhte Selbstkontrolle zu Einsparungen zu kommen. Allerdings zeigt sich, daß eine solche Maßnahme von nur begrenzter Wirkung auf das Verhalten ist, sofern sie nur isoliert eingeführt und nicht in den Kontext der Nachbarschaftsgruppe (etwa im Sinne des bereits erwähnten "sportlichen Wettbewerbs" beim Wasser- oder Heizenergieverbrauch) oder einer umfassenderen Verantwortung für Öko-Anlagen eingebunden wird.

Schließlich sei noch auf einen Modus hergestellter Transparenz verwiesen, der beim ökologischen Mietwohnen oft zum alleinigen Instrument erwünschter Ver-

haltensänderungen wird: die *Beratung*. Auch hier gilt: Wenn sie nicht in entsprechende Gestaltungsmöglichkeiten oder in eine normbildende Nachbarschaftsgruppe eingebettet ist, sondern nur auf die funktionsgerechte Bedienung vorgegebener Wohntechniken zielt, bleibt sie ein relativ schwaches Mittel zur Erzeugung von Verantwortung und somit zum Erlernen umweltverträglicher Verhaltensweisen.

Abschließend gehören zur ökologischen Alltagspraxis auch die vielen kleinen Habitualisierungen von veränderten Verhaltensweisen, mit denen eingefahrene umweltschädliche Alltagsroutinen abgelöst werden: Man kann sich etwa an die anfangs als zu aufwendig und "unbequem" empfundene Mülltrennung oder an die sparsame Verwendung von Wasser gewöhnen; und der praktische Umgang mit einer eher ungewöhnlichen Öko-Technik wie der Komposttoilette kann - darauf lassen unsere Interviews in Allermöhe schließen - sogar zu einer Verschiebung von Tabuschranken im Umgang mit den eigenen Exkrementen führen. Es scheint das Zusammenspiel der Medien Nachbarschaftsgruppe und ökologische Praxis zu sein, das solche Umroutinisierungen im besonderen Maße begünstigt; in diesem Kontext können veränderte Verhaltensweisen innerhalb der Bewohnerschaft nicht nur zur normativen Regel, sondern über Formen der Habitualisierung auch fest in den Verhaltenskanon des einzelnen eingelagert und auf diese Weise zur Selbstverständlichkeit, zur "Gewohnheit" werden.

Grenzen und Probleme des Verhaltenswandels

Aufgrund der vorliegenden Ergebnisse ließe sich die These wagen, daß die stärksten Verhaltensänderungen in Richtung auf ein ökologisch verantwortlicheres Wohnverhalten dort zu erwarten sind, wo das Produkt aus Gemeinschaftlichkeit und Selbsttätigkeit am größten ist. Wir hätten damit ein schönes "Gesetz" formuliert, daß die Schlußfolgerung nahelegt: Je größer dieses Produkt, desto größer der Lernerfolg, desto besser für die Umwelt. Bei genauerer Betrachtung erweist sie sich als

Kurzschluß, denn ihr stehen die Probleme der Selbstselektion, der Überforderung bzw. Selbstüberforderung und der keineswegs gesicherten Kongruenz von Lernbilanz und Öko-Bilanz im Weg.

Bei dem Problem der *Selbstselektion* handelt es sich um den Sachverhalt, daß gerade die ökologischen Eigenheimprojekte, die im Sinne des eben formulierten "Gesetzes" zu den am weitesten reichenden Verhaltensänderungen stimulieren, das Ergebnis freiwilliger und dabei sozial sehr selektiver Zusammenschlüsse sind. Zum einen sind es die von der Milieuzugehörigkeit und der familiären Lebenslage geprägten Wohnbedürfnisse, die im Sinne von "Partnerbedürfnissen" die Voraussetzung dafür bilden, daß man sich auf das Wohnen und Leben in einem ökologischen Eigenheimprojekt einläßt (siehe oben). Zum anderen hängt die Entscheidung, in eine Öko-Siedlung zu ziehen, von den verfügbaren Handlungsressourcen ab, die es erst ermöglichen, daß die eigenen Wohnbedürfnisse in die Tat umgesetzt werden können: Dies betrifft die finanzielle Möglichkeit, sich ein eigenes Haus inklusive diverser ökologischer Extras leisten zu können; es betrifft aber auch die praktischen Anforderungen, die mit dem Einstieg in ein ökologisches Eigenheimprojekt verbunden und zu bewältigen sind. Zwar müssen die Kandidaten nicht unbedingt Bauexperten sein, aber - neben der Neigung zu praktisch handwerklicher und planerischer Gestaltung - über einen Anfangsvorrat an Selbstvertrauen und Gestaltungslust verfügen, um sich dem mühsamen Prozeß der nötigen Selbstqualifizierung zu unterwerfen. Die hier feststellbaren Verhaltensänderungen und Lernprozesse samt den sie ermöglichenden Rahmenbedingungen enthalten somit ein unaufhebbares Moment von *Selbstbezüglichkeit*, das ihre gesellschaftliche Verallgemeinerbarkeit wesentlich einschränkt. Als Modell einer allgemein-gesellschaftlichen Ökologisierung des Wohnens können diese Wohnprojekte nicht dienen, da sie von sozialen Segmenten getragen werden, die sich die Rahmenbedingungen mehr oder minder "auf den Leib" geschneidert haben.

Das zweite Problem ist das der *Überforderung* bzw. *Selbstüberforderung*. Es ist in allen Wohnprojekten ge-

geben, die Gemeinschaftlichkeit und Praxis "anbieten", und zwar nicht nur in Form der Nicht-Präsenz aller derjenigen, die während der eben beschriebenen Selektionsprozesse auf der Strecke blieben, sondern auch in Gestalt derjenigen, die zwar nicht "aussteigen", aber bestimmte Aspekte des ökologischen Wohnens nurmehr erleiden. Das Spannungsfeld widerstreitender Bedürfnisse, in das ökologisches Wohnen eingebettet ist, kommt hier noch einmal sinnfällig zum Ausdruck - und deutlich wird überdies, daß es im hohem Maße von individuellen Dispositionen, Bedürfnislagen und Handlungsressourcen abhängt, welche Konsequenzen dieser Sachverhalt für die Akzeptanz ökologischer Wohnanforderungen und damit für die Motivation zum Verhaltenswandel hat: Was dem oder der einen noch als erfreuliche gemeinschaftsfördernde Implikation einer ökologischen Maßnahme erscheint, gilt dem oder der anderen schon als unzumutbare soziale Kontrolle oder aufgezwungene Vereinshuberei; während sich der eine in den Bau und Ausbau des eigenen Öko-Hauses förmlich hineinkniet und hierin auch in Zukunft ein offenes Feld des experimentierenden Lernens sieht, wird der anderen schon in der Bauphase bewußt, daß sie sich auf zu viel eingelassen hat und beim individuell geplanten Öko-Konzept für das eigene Haus Abstriche machen muß; gehen die Selbstverwirklichungswünsche des einen weitgehend im ökologischen Wohnen selbst und den damit verbundenen Betätigungen und Entfaltungsmöglichkeiten auf, so vermißt die andere schmerzlich genügend zeitliche Spielräume, um neben der Arbeit, die sie in das Öko-Haus stecken muß, andere Selbstverwirklichungsbedürfnisse, z.B. im musischen Bereich, ausleben zu können. Wir sind Beispielen dafür begegnet, wie das anfängliche Siedlungskonzept auch eine ganze Gruppe überfordern kann: So verhinderte in einem der Eigenheimprojekte offenbar der Überforderungsstreß in der Planungs- und Bauphase, daß sich neben informellen Formen von Gemeinschaftlichkeit eine die Bewohnerschaft insgesamt umfassende Nachbarschaftsgruppe bilden konnte, die das ursprünglich geplante Vorhaben eines Gemeinschaftshauses hätte verwirklichen können. Die Medien des ökologischen Lernens, d.h. die Nachbarschaftsgruppe und die ökologische Praxis, können,

falls sie im individuellen Fall oder gruppenweit als zu fordernd wahrgenommen werden, *auch* demotivierend wirken - ein Sachverhalt, der der Breitenwirkung ökologischer Wohnformen seinerseits Grenzen setzen könnte.

Das dritte Problem wird deutlich, wenn man den Gesichtspunkt des ökologischen Verhaltenswandels mit der Frage nach seinem realen ökologischen *Effekt* konfrontiert. Letzterer hängt nicht nur davon ab, ob möglichst viel ökologisches Verhalten *gelernt* wird, sondern auch von den *Rahmenbedingungen*, in denen die Lernprozesse stattfinden. Eine wesentliche Rahmenbedingung ökologischer Eigenheimprojekte ist im Normalfall, daß sie in der urbanen Peripherie stattfinden, weil die Interessenten an einer solchen Siedlungs- und Wohnweise nur hier den notwendigen Raum finden, um ihr Vorhaben zu realisieren. Dies macht solche Projekte aber von vornherein zu Komplizen umweltzerstörender *Suburbanisierung*, eine Ursünde, die zumindest aus der Perspektive einer umweltverträglicheren Stadtentwicklung durch keinerlei *in* diesen Öko-Siedlungen vollbrachten guten Taten mehr getilgt werden kann.

Landen wir daher - mit Blick auf den möglichen Modellcharakter ökologischer Wohnformen - in der *fatalen Aporie*, daß dort, wo der stärkste Verhaltenswandel zu erwarten ist, auch am meisten soziale Selbstselektion und (aus städtebaulicher Sicht) das "Richtige im Falschen" stattfindet, während in den Projekten städtischer Sanierung und Verdichtung, in denen die städtebaulichen Rahmenbedingungen "stimmen" und die wir ganz überwiegend im Mietwohnbereich antreffen, das Verhalten sich noch am wenigsten ändert und somit das "Falsche im Richtigen" stattfindet?

Die scheinbare Ausweglosigkeit dieser Alternative lebt von Verabsolutierungen, deren Relativierung allerdings voraussetzt, daß in der wohnökologischen Praxis selbst entsprechende Voraussetzungen geschaffen werden. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit und Konkretion seien einige dieser Voraussetzungen umrissen.

So hat die in allen von uns untersuchten Eigenheimprojekten stattfindende *Selbstselektion* der Nachbarschaftsgruppe zumindest eine positive Seite: Sie trägt zur gemeinsamen Handlungsfähigkeit der Bewohner bei. Für das Ziel einer sich gesellschaftlich durchsetzenden Ökologisierung des Wohnens muß die Angebotspalette ökologischer Wohnmöglichkeiten allerdings so differenziert werden, daß sie nicht nur für eine kleine wohnökologische Elite mit einer besonders hohen Gruppen- und Eigenleistungsorientierung attraktiv ist, sondern der komplexen Motivstruktur und der Überdeterminiertheit ökologisch relevanten Handelns stärker als bisher gerecht wird und ein möglichst breites Spektrum von milieuspezifischen und individuellen Bedürfnisprofilen abbildet. So muß sie z.B. auch denjenigen eine Chance geben, die nicht bereit sind, das ganze Gewicht ihres Wunsches nach tätiger Selbstverwirklichung auf das Wohnen zu übertragen, oder auch denjenigen, die ihre sozialen Kontakte nicht unbedingt auf die Nachbarschaftsgruppe konzentrieren wollen. Ansatzweise haben wir solche Differenzierungen auch in den von uns untersuchten Wohnprojekten festgestellt; so gibt es in der Öko-Siedlung Hamburg-Allermöhe einen deutlichen Unterschied zwischen einer Phase, die der ersten Generation der "Pioniere" gewissermaßen alles abverlangte, und einer Phase, die die Folgegeneration im Hinblick auf Eigenleistungen bei Planung und Bau der Häuser bereits vor erheblich reduziertere Anforderungen stellte.

Das Problem, daß ökologisches Wohnen aufgrund wahrgenommener - oder erwarteter - *Überforderung* bzw. *Selbstüberforderung* letztlich nur für einen eingeschränkten Personenkreis als wünschenswerte und akzeptable Lebensform in Frage kommt, ist jedoch nicht allein mit einer diversifizierten Angebotspalette ökologischer Wohnprojekte zu lösen. Denn auch dann muß noch berücksichtigt werden, daß die individuelle Belastbarkeit durch die praktischen und gemeinschaftlichen Aufgaben des ökologischen Wohnens Änderungen und Schwankungen unterworfen ist. Eine der wichtigsten Veränderungen im Leben des Menschen besteht darin, daß er *älter* wird; wenn eine ökologische Wohnsiedlung so konzipiert ist, daß ihre Bewohner ihren physischen

und psychischen Anforderungen auf die Dauer nicht gewachsen sind, dann bleibt dem einzelnen nur die Perspektive des vorzeitigen Auszugs - obwohl doch gerade die Betonung des Aspekts *Nachbarschaft* in den meisten dieser Siedlungen eine besondere Chance auch für das Zusammenleben der Generationen eröffnet. Ähnliches gilt für geschlechtsspezifische Veränderungen der Lebenslage: Eine Frau mit kleinen Kindern, die für einige Jahre aus dem Berufsleben ausscheidet und mit ihrer Familie in eine ökologische Wohnsiedlung zieht, mag bereit und in der Lage sein, in der innerfamiliären Arbeitsteilung den Löwenanteil der siedlungsspezifischen Anforderungen auf sich zu nehmen; aber spätestens dann, wenn sie wieder in das Berufsleben zurückkehren will, kann für sie die Siedlung zu einem Gefängnis werden, wenn sich das Niveau dieser in erster Linie an sie gerichteten Anforderungen nicht herunterschrauben läßt. Die sich daraus ergebende Konsequenz für die Konzeptionierung der ökologischen Wohnprojekte liegt eigentlich auf der Hand: Sie müßte flexibel genug sein, um auch intern Veränderungen und Schwankungen individueller Belastbarkeit auffangen zu können.

Und schließlich ist es kein unentrinnbares Schicksal, daß lernintensive Projekte des ökologischen Wohnens nur dort möglich sind, wo sie zur weiteren *Suburbanisierung* beitragen. Einer wichtigen Möglichkeit sind wir bereits begegnet: den partizipativen Sanierungsprojekten im Mietwohnbereich, in denen, wie am Beispiel der "Thadenstraße" deutlich wurde, auch ohne vorherige Selbstselektion ökologische Lernprozesse stattfinden können. Beim Projekt "Thadenstraße" handelt es sich zwar nicht um das Modell ökologischen Mietwohnens schlechthin, doch gibt es Aufschluß über ein sozial verallgemeinerbares Verfahren, ökologische Maßnahmen im Mietwohnbereich zu implementieren. Wobei die Bewohnerpartizipation - als Grundvoraussetzung sowohl für ökologische Lernprozesse wie auch für Sozialverträglichkeit und Akzeptanz wohnökologischer Veränderungen - dadurch ermöglicht worden ist, daß sich die Wohnungen im Besitz einer kommunalen Wohnungsbaugesellschaft befinden und es in Hamburg eine politische Direktive gibt, derartige Sanierungskonzepte an die

Zustimmung der betroffenen Bewohner zu binden. Dies zeigt aber bereits, daß es zu einem guten Teil eine Frage der politischen *Steuerung* und damit des politischen *Willens* ist, ob die sich hier eröffnende Schneise für ein umweltverträglicheres Wohnen mit Massenwirkung erweitert werden kann.

Literaturverzeichnis

- Ariès, Ph. (1991): Einleitung: Zu einer Geschichte des privaten Lebens. In: Ariès, Ph.; Chartier, R. (Hrsg.): Geschichte des privaten Lebens, 3. Band: Von der Renaissance zur Aufklärung. Frankfurt/M., S. 7-19.
- Brüderl, J.; Preisendörfer, P. (1995): Der Weg zum Arbeitsplatz: Eine empirische Untersuchung zur Verkehrsmittelwahl. In: Diekmann, A.; Franzen, A. (Hrsg.): Kooperatives Umwelthandeln. Modelle, Erfahrungen, Maßnahmen. Chur/Zürich, S. 69-88.
- BUND/Misereor (Hrsg.) (1996): Zukunftsfähiges Deutschland. Ein Beitrag zu einer global nachhaltigen Entwicklung. Basel/Boston/Berlin.
- Der Spiegel 43/1995: "Lust auf Langsamkeit", S. 214-217.
- Diekmann, A. (1995): Umweltbewußtsein oder Anreizstrukturen? Empirische Befunde zum Energiesparen, der Verkehrsmittelwahl und zum Konsumverhalten. In: Diekmann, A.; Franzen, A. (Hrsg.): Kooperatives Umwelthandeln. Modelle, Erfahrungen, Maßnahmen. Chur/Zürich, S. 39-68.
- Dierkes, M.; Fietkau, H.J. (1988): Umweltbewußtsein - Umweltverhalten. Stuttgart.
- Felde zum, W.; Alisch, M. (1992): Zur Bedeutung des Raumes für Lebensbedingungen und Lebensstile von Bewohnern innenstadtnaher Nachbarschaften in Hamburg. In: Hradil, S. (Hrsg.): Zwischen Bewußtsein und Sein. Opladen, S. 173-196.
- Feldtkeller, A. (1994): Die zweckentfremdete Stadt. Wider die Zerstörung des öffentlichen Raums. Frankfurt/New York.
- Gestring, N.; Mayer, H.-N.; Siebel, W. (1995a): Teilprojekt "Fallbeispiele des ökologischen Wohnens". In: Arbeitsgemeinschaft Sozialwissenschaftliche Technikforschung Niedersachsen II. Zwischenergebnisse und neue Projekte. Göttingen, S. 115-130.
- Gestring, N.; Mayer, H.-N.; Siebel, W. (1995b): Was ist sozial an der Ökologie? In: E.-H. Ritter (Hrsg.): Stadttökologie. Zeitschrift für Angewandte Umweltforschung, Sonderheft 6/1995. Berlin, S. 33-46.
- Glatzer, W.; Dörr, G.; Hübinger, W.; Prinz, K.; Bös, M.; Neumann, U. (1991): Haushaltstechnisierung und gesellschaftliche Arbeitsteilung. Frankfurt/New York.

- Greiff, R.; Loga, T.; Werner, P. (1994): Ökologische Wohnanlage Wiesbaden-Holzstraße. Demonstrativbaumaßnahme "Umweltschonender Mietwohnungsbau" des Landes Hessen, der Stadt Wiesbaden und der Nassauischen Heimstätte, Wohnungs- und Entwicklungsgesellschaft. Frankfurt. Kurzbericht. Darmstadt (Institut Wohnen und Umwelt).
- Häußermann, H.; Siebel, W. (1987): Neue Urbanität. Frankfurt/M.
- Häußermann, H.; Siebel, W. (1989): Ökologie statt Urbanität? In: Universitas 6/1989, S. 14-25.
- Häußermann, H.; Siebel, W. (1991): Soziologie des Wohnens. Ein Grundriß. In: Stadt und Raum - Soziologische Analysen. Pfaffenweiler, S. 69-116.
- Huber, J. (1995): Nachhaltige Entwicklung. Strategien für eine ökologische und soziale Erdpolitik. Berlin.
- Jarre, J. (1993): Private Haushalte in der Konzeption der Umweltökonomik. In: Gräbe, S. (Hrsg.): Private Haushalte im Spannungsfeld von Ökologie und Ökonomie. Frankfurt/New York, S. 31-58.
- Krämer-Badoni, Th. (1991): Verkehrswende von unten. Eine ökologische Argumentation jenseits von Katastrophenszenarien und asketischer Moral. In: Kommune 7/1991, S. 53-56.
- Kurz, R. (1996): Innovationen für eine zukunftsfähige Entwicklung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B7/96, S. 14-22.
- Langeheine, R.; Lehmann, J. (1986): Die Bedeutung der Erziehung für das Umweltbewußtsein. Kiel.
- Littig, B. (1995): Die Bedeutung von Umweltbewußtsein im Alltag. Frankfurt/M.
- Loske, R. (1992): Effizienzrevolution oder Lebensstilmwandel? In: Politische Ökologie Nr. 27/Juni 1992, S. 69-71.
- Mautz, R. (1993): Chemiarbeiter und Umweltschutz. Eine empirische Untersuchung zur Rezeption und Verarbeitung der Umweltdebatte durch Produktionsarbeiter eines ökologisch problematisierten Industriezweigs, Dissertation. Göttingen.
- Preuss, S. (1993): Umweltbewußtsein und Alltagshandeln. In: Gräbe, S. (Hrsg.): Private Haushalte im Spannungsfeld von Ökologie und Ökonomie. Frankfurt/New York, S. 93-103.
- Reuleke, J. (1985): Geschichte der Urbanisierung in Deutschland. Frankfurt/M.
- Reusswig, F. (1994): Lebensstile und Ökologie. Gesellschaftliche Pluralisierung und alltagsökologische Entwicklung unter besonderer Berücksichtigung des Energiebereichs. Frankfurt/M.
- Rinderspacher, J.P. (1992): Zeitstrukturen und private Haushalte im Wandel. In: Gräbe, S. (Hrsg.): Alltagszeit - Lebenszeit. Zeitstrukturen im privaten Haushalt. Frankfurt/New York, S. 11-30.
- Sachs, W. (1993): Die vier E's. Merkposten für einen maßvollen Wirtschaftsstil. In: Politische Ökologie Special, September/Okttober 1993, S. 69-72.
- Schulze, G. (1990): Die Transformation sozialer Milieus in der Bundesrepublik Deutschland. In: Berger, P.A.; Hradil, S. (Hrsg.): Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile. In: Soziale Welt, Sonderband 7. Göttingen, S. 409-432.
- Schulze, G. (1992): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt/New York.
- Urban, D. (1986): Was ist Umweltbewußtsein? Exploration eines mehrdimensionalen Einstellungskonstruktes. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 15, Heft 5, S. 363-377.
- Weizsäcker, von E.U.; Lovins, A.B.; Lovins, L.H. (1995): Faktor Vier. Doppelter Wohlstand - halbiertes Naturverbrauch. Der neue Bericht an den Club of Rome. München.
- Winter, G. (1981): Umweltbewußtsein im Licht sozialpsychologischer Theorien. In: Fietkau, H.-J.; Kessel, H. (Hrsg.): Umweltlernen. Veränderungsmöglichkeiten des Umweltbewußtsein. Königstein/Ts.